Pferdesoldaten 5

Todesritt

Military Western

von

Michael H. Schenk

© M. Schenk 2018

Kapitel 1 Carters Ranch

Es war Spätsommer des Jahres 1861 und es herrschte Krieg.

Jim und Mary Carter interessierte das wenig. Sie hatten genug mit ihrer Ranch und dem Vieh zu tun. Carters Ranch lag am Green River, ein gutes Stück nördlich des großen Cumberland Sees und das Ehepaar hatte einen idealen Standort gewählt. Die Ranch lag auf einem flachen Hügel, der im Westen, Norden und Osten von dichten Wäldern umgeben war. Aus dem Norden floss ein kleiner Bach den Hügel hinab, so dass man über eine bequeme Trinkwasserquelle verfügte. Unterhalb des Hügels erstreckte sich ein weites Tal, in dem der Bach seine Richtung nach Westen änderte. Der Talboden war mit dem berühmten Kentucky-Gras bedeckt, welches in seiner Blütezeit eine typische blaugrüne Färbung zeigte. Es war die Nahrungsgrundlage für die rund zweihundert Rinder der Ranch, deren Zucht wiederum die Existenzgrundlage der Ranchbewohner bildete.

Auf einer großen Koppel weideten zwanzig Pferde. Große und ausdauernde Quarterhorses, denn die Carters beabsichtigten, ein zweites Standbein zu eröffnen: Mary war eine sehr gute Köchin und die Postkutsche kam einmal wöchentlich durch das Tal. Mit etwas Glück würde das Ehepaar die Lizenz für eine Pferdewechselstation erhalten.

Die Ranch bestand aus dem Wohnhaus des Ehepaares, zwei Schuppen, einem großen Stall und dem Schlafhaus der Ranchhelfer. Das Haupthaus war aus sorgfältig zugeschnittenen Bohlen und Brettern gezimmert worden. Im Schatten eines ausladenden Vordaches befand sich eine großzügige Veranda mit zwei selbstgezimmerten Tischen und den dazugehörigen Bänken. Vorbereitungen auf die Funktion als Halteplatz der Kutsche.

Auch die Nebengebäude waren mit großer Sorgfalt errichtet worden. Daneben wirkte das Schlafhaus der Ranchhelfer, das sogenannte „Bunkhouse“, plump, da es im Stil eines Blockhauses aus Stämmen gebaut worden war. Es war massiv und verfügte über schießschartenartige Fenster. Damals hatten es die Carters als Haus benutzt, zu einer Zeit, in der es noch kriegerische Indianer in der Gegend gab.

Der alte Carl und sein Sohn Slim gehörten zu den Ranchhelfern, ebenso wie Bill und Joshua. Letzterer war ein schwarzer Hüne und seit seiner Geburt im Besitz der Carters. Es ging ihm jedoch weit besser, als vielen Farbigen im Süden, denn er wurde wie die anderen Helfer behandelt und erhielt sogar gleichen Lohn.

Im Augenblick ging Joshua neben Jim Carter am westlichen Waldrand entlang, etliche hundert Meter von der Ranch entfernt. Ihre Blicke pendelten zwischen der umgebenden Landschaft und dem Boden.

Jim Carter sah den flachen Hügel hinunter zu seiner Herde. Es waren Hereford-Rinder mit den typischen kurzen und nach vorne zeigenden Hörnern. Sie grasten in großen und kleinen Gruppen im

Tal, behütet von einem der Ranchhelfer. „Vielleicht hat der alte Carl sich geirrt, Josh. Seine Augen sind nicht mehr die Besten.“

„Ja, Massa Jim, seine Augen sind nicht mehr die Besten, aber wenn der alte Carl sagt, er habe einen Wolf gesehen, dann hat er einen Wolf gesehen.“ Der Farbige stutzte und hob die Hand. Dann ging er in die Hocke. „Und hier haben wir seine Spur.“

Die Fingerspitzen des Farbigen fuhren die Konturen des Trittsiegels eines Wolfes entlang.

Der Rancher leckte sich über die Lippen. Jetzt, da die Fährte gefunden war, versuchte er zu beurteilen, wie sich das Tier bewegt hatte und ob sein Interesse eher der Ranch oder der Herde galt. „Was meinst du, Josh? Ist es ein Einzelgänger oder gehört er zu einem Rudel?“ Ein leiser Seufzer ertönte. „Ein Einzelgänger wird sich nicht an die Herden wagen, aber ein Rudel… Wir müssten zwei Mann als Herdenwächter einteilen. Das würde mir nicht gefallen, Josh.“

Der Farbige mit dem schlohweißen Kraushaar grinste. „Das würde keinem von uns gefallen, Massa. Aber wir haben Glück. Das hier ist ein Einzelgänger. Trotzdem sollten wir den Burschen nicht unterschätzen.“

„Ja, einzelne Lobos könne verdammt übel werden.“ Jim Carter richtete sich wieder auf und ächzte leise. Allmählich kam er in die Jahre, in denen er seine Knochen spürte. „Bist du sicher, dass es ein Einzelgänger ist?“

„Ja, Massa, das ist er. Sieh dir den Abdruck der rechten Hinterpfote an. Nicht so tief wie die anderen und leicht nach Außen gedreht. Aber kein Blut von einer frischen Verletzung. Das ist eine verheilte und alte Wunde.“

Jim legte seine altmodische Kentucky-Rifle in die Armbeuge. „Verstehe. Dann wurde er von seinem Rudel ausgestoßen, weil er nicht mehr jagen kann.“

„Nein, Massa, das da ist ein schlimmer Bursche. Wolfsrudel halten ziemlich zusammen. Der da ist ein Beißer, Massa Jim. Von seinem Rudel ausgestoßen, weil er keinen Frieden hält.“

„Du meinst also, dass er dann auch keinen Frieden mit unseren Herden hält?“

„Ist keine gute Zeit für Frieden, Massa Jim. Ist Krieg. Vielleicht auch bald bei uns.“

„Ja, vielleicht.“ Carter sah zur Ranch hinüber und dann hinunter ins Tal. „Krieg ist schlecht für die Menschen, Joshua, aber gut für uns.“

„Gut für uns?“

Der Rancher deutete auf die kleine Herde. „Fleisch, Josh, du verstehst? Jede Armee benötigt Proviant, um ihre Soldaten zu versorgen. Wir können sicher ein paar dutzend Rinder an die Armee verkaufen und dafür einen guten zusätzlichen Zuchtbullen erwerben.“

„Jede Armee, Massa Jim? Würden Sie lieben an den Süden oder an den Norden verkaufen?“

Carter sah seinen Sklaven nachdenklich an. „Natürlich an den Süden. Das geht nicht gegen deine Leute, Josh. Ich denke nur, der verdammte Lincoln und die Union verhalten sich falsch. Wenn ein Staat aus der Union austreten will, dann hat er auch das Recht dazu."

„Davon verstehe ich nichts, Massa. Du weißt, der alte Joshua kann nicht schreiben oder lesen."

„Das können Carl und sein Sohn Slim auch nicht", brummte Carter. „Und ich habe es auch erst von Mary gelernt. Ist keine Schande, wenn man nicht lesen oder schreiben kann, aber als Rancher ist das Zeug halt nützlich."

„Ich verstehe. Wegen der Verträge und solchen Sachen."

„Du bist ein kluger Bursche, Josh."

Am Haupthaus war das helle Klingen eines Triangels zu hören.

„Gehen wir ins Haus. Mary hat es nicht gerne, wenn wir das Frühstück kalt werden lassen." Jim half dem alten Mann auf die Beine. Im Verlauf so vieler Jahre hatte sich ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen aufgebaut, welches weit jenseits von Sklave und Besitzer lag.

Carter wusste, dass einige Sklavenhalter ihr Eigentum schlecht behandelten. Ja, dass manche sogar meinten, die Schwarzen seien keine echten Menschen. Dann gab es da die Sklavereigegner, die den Niggern die Freiheit versprachen. Deren Agitatoren, weiter unten im Süden, die Sklaven aufwiegelten und sie zur Flucht ermunterten. Es gab Abolitionisten, die sich als Fluchthelfer betätigten und ganze Gruppen von Sklaven in jene Staaten der Union brachten, in denen Sklaverei verboten war.

Im Westen lag Missouri, im Süden Tennessee und im Osten Virginia… da führte für viele Sklaven der Weg in die Freiheit über Kentucky. Kentucky war noch unentschlossen, ob es für die Union oder die neue Konföderation Partei nehmen sollte. Beide Seiten hatten ihre Anhänger, andere wollten Neutral bleiben.

Jim fühlte sich dem Süden verbunden, ebenso wie Carl und Bill. Carls Sohn Slim hingegen war ein Anhänger des Emporkömmlings Abraham Lincoln, was immer wieder Anlass zu lebhaften Diskussionen auf der Ranch war. Joshua war ein Nigger und wurde daher gar nicht erst nach seiner Meinung gefragt. Ein guter Kerl, sicher, aber man durfte Sklaven nun einmal nicht zu viele Freiheiten einräumen oder ihnen gar eine eigene Meinung gestatten. So etwas legte den Grundstein für Aufruhr. Mary Carter nahm hingegen für keine der Seiten Partei. Sie meinte, der Krieg sei eine große Schande, da er das Land und seine Familien entzweie.

Erneut klang die Triangel und die beiden Männer beschleunigten ihre Schritte. Als sie um die Ecke des Haupthauses bogen, erkannten sie Mary Carter, die erneut ungeduldig mir dem Metallstab in dem eisernen Dreieck entlang fuhr.

„Wir haben einen Wolf in der Gegend!", rief Jim seiner Frau zu und nahm ihr somit den Wind aus den Segeln, ihn für die späte Ankunft zu rügen.

Mary ließ den Stab an seinem Lederriemen hängen und wischte die Hände an der Schürze ab. „Einen Wolf? Kein Rudel?“

„Wir haben nur eine Fährte entdeckt und Josh meint, es sei ein Einzelgänger.“

Mary nickte dem Farbigen wohlwollend zu. „Wenn Josh das meint, dann ist es auch so. Aber jetzt kommt endlich ins Haus. Carl und Slim warten schon. Bill muss ja bei der Herde bleiben.“

Einer war immer bei der Herde. Zweihundert gut im Futter stehende Herefords und zwanzig Quarterhorses stellten eine Verlockung dar. Es gab immer lichtscheues Gesindel, doch jetzt, nach dem Ausbruch des Krieges, schien es sich rapide vermehrt zu haben.

Die Drei traten in den Wohnraum und Jim hing die Kentucky in die Halterung über der Tür.

Die Grundfläche des Hauses war relativ klein, aber es verfügte über zwei Stockwerke. Im Erdgeschoss befanden sich die große Wohnstube, die Küche und ein Raum, den Jim und Mary als Büro nutzten. Drei Räume, darunter das eheliche Schlafzimmer, lagen im Obergeschoss. Beide hatten dies so geplant, da sie von vornherein die Möglichkeit ins Auge gefasst hatten, den großen Raum unten als Gastraum herzurichten. Bekamen sie die Lizenz als Pferdewechselstation, so konnten sie dort die Passagiere beköstigen, während die Kutsche ein frisches Gespann erhielt.

Die Einrichtung war robust. Vieles war selbst angefertigt worden, denn viele Pioniere verstanden sich auf das Zimmern von Möbeln. Ein paar ausgesuchte Stücke, vornehmlich der Geschirrschrank, eine Anrichte und ein hübsch verzierter Sekretär, waren aus dem Katalog eines Möbelhauses in New York bestellt und geliefert worden. Im Geschirrschrank standen Gläser und Porzellan, welches Mary an Sonntagen auftrug. An einem gewöhnlichen Arbeitstag bevorzugten die Carters und ihre Helfer einfaches Geschirr aus emailliertem Blech oder gebranntem Ton.

Carl und sein Sohn saßen bereits am Tisch, erhoben sich jedoch, als Mary hinzu trat und setzten sich erst wieder, nachdem sie Platz genommen hatte.

Es gab heißen und starken Kaffee, frischgebackenes Brot und Speck mit Rühreiern. Mary hatte ein kleines Gehege hinter dem Haus angelegt und hielt dort ein paar Hühner. Da es im Wald kleine Wildkatzen gab, wagte sie es nicht, die Tiere frei herumlaufen zu lassen.

„Tennessee ist ausgetreten.“ Carl deutete mit dem Löffel auf seinen Sohn. „Deine Yankee-Union schrumpft, mein Sohn.“

„Und sie bezieht Prügel“, fügte Jim mit ernstem Gesicht hinzu. „Die ersten Gefechte verliefen nicht gut für diesen Lincoln.“

„Und nicht gut für uns, mein Schatz“, warf Mary ein.

Ihr Mann sah sie überrascht an. „Wie meinst du das? Wir sind hier alle für den Süden. Wie wir alle. Na ja, von Dir und Slim einmal abgesehen. Aber der zählt nicht. Ist ja noch ein halber Junge.“

Slim grinste. Er nahm die Bemerkung nicht übel. „Dann liegt es wohl an mir, als Sympathisant des Nordens, die Anhänger des Südens ordentlich zu schädigen… Ma´am, bekomme ich noch einen Nachschlag?“

Mary lächelte und schaufelte ihm eine weitere Portion auf den Teller.

Ihr Mann sah sie noch immer fragend an. „Nun sag schon… Warum sollte es nicht gut für uns sein, wenn die Union eine Schlappe einsteckt?“

„Ach, Jim, dann überlege doch einmal, wem wir unser Vieh anbieten. Die Union zahlt mit guten Yankee-Dollars. Mit was die neue Konföderation bezahlt, wissen wir noch nicht. Angeblich will sie ja eine eigene Währung herausgeben. Wer weiß, was die wert sein wird.“

„Verzeihung, Ma´am“, schaltete sich Carl ein, „aber mich interessiert weit mehr, wie sich Kentucky entscheidet. Man hört, dass sich eine Menge Jungs für die Sache des Südens melden wollen.“

„Man hört auch, dass sich eine Menge Jungs für die Sache des Nordens melden wollen“, hielt Slim dagegen.

„Dein Lincoln hat ein mächtiges Problem, mein Sohn.“ Carl deutete erneut mit dem Löffel. „Die meisten Yankee-Truppen haben sich nur für neunzig Tage verpflichtet und deren Dienstzeit ist bald um. Nach der Tracht Prügel, die sie bei Manassas bezogen haben, werden die sicher nicht erpicht darauf sein, sich länger zu verpflichten.“

„Das heißt Bull Run“, knurrte Carl bissig. „Und außerdem ist das im Süden nicht viel anders.“

Jim Carter nickte. „Man hat sich das auf beiden Seiten zu einfach vorgestellt. Eine einzige große Schlacht und die Sache ist entschieden… Ha! Die Ladies und Gentlemen aus Washington sind sogar mit Kutsche und Picknickkorb zum Schlachtfeld gereist. Dann haben sie Prügel bezogen und sind mit flatternden Röcken heimwärts gerannt.“

„So schnell, dass man bestimmt ihre Beine sehen konnte“, lachte Carl.

„Carl!“ Mary sah ihn strafend an. Sie liebte keine frivolen Anspielungen.

„Verzeihung, Ma´am“, murmelte Carl, behielt aber sein Lächeln bei.

„Jedenfalls ist gar nichts vorbei“, nahm Jim den Faden wieder auf. „Jetzt werden auf beiden Seiten jede Menge Regimenter ausgehoben.“ Er sah seine Frau an. „Und beide Seiten werden Fleisch benötigen und im Übrigen kann auch die Konföderation nötigenfalls in gutem Gold bezahlen.“

„Noch mal zu Kentucky.“ Carl schob den Teller von sich und tupfte mit einem Tuch etwas Rührei aus seinem langen und dichten Bart. „Was meinst du, Jim? Wird unser Commonwealth of Kentucky in der Union verbleiben oder sich der Konföderation anschließen?“

„Verdammt, Carl, woher soll ich das wissen? Im Augenblick…“

Er unterbrach sich und sie hoben lauschend die Köpfe. Von draußen war ein Schuss zu hören gewesen. „Was, zum Teufel…?“

Carl ignorierte den mahnenden Blick seiner Mary, die keine Kraftausdrücke mochte, erhob sich vom Tisch und trat an das Fenster. „Das kam von Bill."

„Was ist los, Boss?" Carl und Slim sahen ihm über die Schulter.

„Reiter", stellte Jim Carter mit einem Blick über das Tal fest. „Eine ganze Menge Reiter. So was hat nichts Gutes zu bedeuten."

Die Reiter waren noch weit entfernt. Man konnte noch keine Details erkennen. Die Hufe der Pferde wirbelten den Staub zwischen den Gräsern empor und es war eine Menge Staub.

„Banditen?" Marys Stimme klang sichtlich besorgt, verriet jedoch keine Furcht. Die Bewohner der Ranch hatten schon einige Gefahren überstanden.

„Weiß nicht. Jedenfalls sind das ziemlich viele Reiter."

„Um die Sechzig", meinte Slim, der die Anzahl der Fremden überschlug. „Ich glaube, es ist die Armee. Da flattert etwas über der vorderen Gruppe."

„Fragt sich nur, welche Armee das ist", knurrte Jim und nahm die Kentucky aus ihrer Halterung. „Wir sollten vorsichtig sein und uns bewaffnen. In ein paar Minuten sind sie da."

„Gegen sechzig Leute, Boss?" Slim leckte sich unruhig über die Lippen. „Wir sollten Bill rufen."

„Er kommt schon zu uns. Dem sind die Fremden auch nicht geheuer", stellte Jim fest. „Nur gut, dass er uns mit seinem Schuss gewarnt hat."

„Carl, Slim… Ihr geht rüber ins Bunkhouse." Mary Carter trat an einen der Schränke und entnahm diesem einen Colt Navy und ein Sharps-Gewehr.

„Sie hat recht", stimmte Jim zu. „Dort habt ihr besseren Schutz und wir können die Burschen ins Kreuzfeuer nehmen, falls das notwendig wird."

Die soliden Stämme des Schlafhauses boten einen weit größeren Schutz, als die Bohlen und Bretter des Haupthauses. Die beiden Helfer nickten, öffneten die Tür und rannten zum Nebengebäude hinüber, wo sich ihre Waffen befanden. Bill erreichte gerade die Veranda, saß ab und schlang die Zügel des Pferdes über den Handlauf.

„Ich konnte es nicht genau erkennen, Boss", sagte er hastig. „jedenfalls reiten sie in Kolonne, sind aber kein reguläres Militär. Könnten Bushwackers oder auch Jayhawkers sein."

„Verflucht, das hatte ich befürchtet", gab Jim Carter zu.

In den Grenzregionen begannen sich Banden auszubreiten, welche als Bushwackers für die Sache des Südens oder als Jayhawkers für die des Nordens eintraten. Dabei waren sie in der Wahl ihrer Mittel keineswegs zimperlich. Sie mordeten und raubten bei jenen, die nicht auf der gleichen Seite wie die „patriotischen" Horden standen und schürten Angst. Viele trugen Zivil, andere Uniformen oder Uniformteile. Manche erhielten von regulären Armeegenerälen oder Gouverneuren regelrechte Kaperbriefe, wie sie im Seekrieg üblich waren, um so die Raubzüge zu legalisieren.

Die Reiter erreichten den Hang des Hügels. Die ohnehin geringe Hoffnung, sie würden an der Ranch vorüber ziehen, zerschlug sich, als die Kolonne einschwenkte und langsam zur Ranch hinauf trabte. Tatsächlich flatterte über den vorderen Männern eine Fahne. Ein großes rotes Tuch, auf dem Mary ein weißes „H“ zu erkennen glaubte.

Es waren etwas mehr als sechzig Reiter. Das war gut zu erkennen, als sie die Ranch erreichten und nun ausschwärmten. Drei von ihnen kamen auf das Haupthaus zu, unter ihnen der Fahnenträger und ein Mann, der einen schwarzen Gehrock mit Schulterstücken trug.

„Ich rede besser mit ihnen“, meinte Jim.

„Sei vorsichtig.“ Mary empfand nun doch Angst um ihren Mann. Sie küsste ihn flüchtig auf die Wange und blieb dann mit dem Sharps-Gewehr in der Deckung des Türrahmens, während Jim auf die Veranda hinaustrat.

Er hielt seine Kentucky in der Armbeuge und vermied es, einen der Reiter mit der Waffe zu bedrohen. „Ich bin Jim Carter und mir gehört diese Ranch. Ich hoffe, dies ist ein friedlicher Besuch.“

Es war eine halbe Frage und der Mann im Gehrock lächelte freundlich. Er saß im Sattel und da Jim auf der Veranda stand, sahen sie sich auf Augenhöhe an. „Selbstverständlich ist es ein friedlicher Besuch, Mister Carter. Colonel Holloran, wenn es recht ist. William Holloran. Von Hollorans Confederate Volunteers, wenn es recht ist.“ Auf dem Gehrock trug der Mann die Schulterstücke eines Infanterie-Captains der Union. Er war hager und besaß ein schmal geschnittenes Gesicht, welches von einem üppigen Vollbart eingerahmt wurde. „Ich hoffe doch sehr, Mister Carter, dass Sie für die Sache des Südens sind.“

„Daran kann es keinen Zweifel geben. Wir sind hier alle für den Süden.“

„Nun, das freut mich zu hören, Mister Carter. Es wird Ihnen daher sicher eine Genugtuung sein, der Sache des Südens einen Dienst zu erweisen.“

Jim Carter runzelte die Stirn. „Hm, sicher. Unsere Mittel sind allerdings beschränkt, Colonel.“

„Ach, Unsinn.“ Holloran wies in einer ausholenden Geste um sich. „Ist doch eine hübsche große Ranch mit einer Menge Rinder und Pferde, alles was recht ist. Da können Sie eine Menge für die Sache des Südens tun, Mister Carter.“

„Äh, Sie sind Aufkäufer für die konföderierte Armee?“

„Richtig, Mister Carter. Meine Jungs und ich besorgen alles Mögliche für die Konföderation.“ Holloran lachte. „Dazu gehören natürlich auch so schöne Herefords und Quarterhorses. Die Armee braucht Fleisch und sie braucht Pferde.“

„Nichts dagegen. Ich werde Ihnen einen wirklich fairen Preis machen.“

„Ganz gewiss werden Sie das, Mister Carter.“ Holloran stützte die Hände aufs Sattelhorn und beugte sich leicht vor. „Nennen Sie mir einen guten Preis und ich stelle Ihnen einen Zahlschein aus.“

„Einen, äh, Zahlschein?“

„Nun sicher. In diesen unruhigen Zeiten reitet niemand mit einer großen Summe Bargeld oder Gold durch die Gegend. Wäre doch unschön, wenn die Yankees das kassieren und damit die Unterdrückung des Südens finanzieren, nicht wahr?“

„Hm, mag so sein.“ Jim strich sich mit einer Hand über das Kinn. „Aber was soll ich mit einem Zahlschein?“

„Den können Sie bei der konföderierten Regierung in Montgomery in Alabama einlösen.“

„In der Gazette stand, dass man inzwischen Richmond in Virginia zur Hauptstadt gemacht hat“, kam ein Ruf von Mary.

Holloran errötete. „Sie können den verdammten Schein überall einlösen. Jedenfalls nehmen wir das Vieh und die Pferde mit.“

Die Stimme des Colonels klang nun weniger freundlich. Jim Carter ließ seinen Blick über die Truppe des Mannes schweifen. Keiner sah wirklich wie ein Soldat aus, was daran liegen mochte, dass die Reiter fast durchweg zivile Kleidung trugen. Nur wenige besaßen Uniformteile, deren Herkunft meist unbestimmt war. Es gab ein paar blaue und graue Feldjacken, einige Männer trugen Feldmützen und zwei von ihnen Hardee-Hüte, wie sie zur Paradeuniform der Unions-Armee gehörten. Auch die Bewaffnung war sehr unterschiedlich. Moderne Karabiner und Revolver, dazu auch altertümliche Vorderladerpistolen und Musketoons. Jim bemerkte sogar drei leichte Vogelflinten, doch das war nicht unbedingt ungewöhnlich. Obwohl der Süden zu Kriegsbeginn eine ganze Reihe von Waffendepots der Union eingenommen hatte, waren die Freiwilligeneinheiten weder einheitlich uniformiert, noch einheitlich bewaffnet. Zudem gab es Unionseinheiten, wie die „Washington Greys“, die graue Uniformen trugen und konföderierte Regimenter in Blau.

Jim musterte Holloran und die beiden Männer in seiner Begleitung. Von den Schulterstücken abgesehen, erinnerte nichts an dem Mann ans Militär. Der Fahnenträger trug eine blaue Uniformjacke und einen schwarzen Zylinder, der Mann neben ihm ein kariertes Hemd, an dessen Oberarmen die Winkel eines Kavallerie-Sergeants aufgenäht waren.

Jim leckte sich nervös über die Lippen. Man konnte die zunehmende Anspannung spüren. Ein paar der Reiter änderten ihre Position im Sattel unmerklich, um ihre Waffen schneller ziehen zu können. Er hatte keine Ahnung, was dieser Zahlschein wert sein mochte, aber er konnte keinen Kampf gegen eine solche Übernacht riskieren.

Jim räusperte sich und wollte dem Angebot notgedrungen zustimmen, auch wenn er den Verdacht hatte, dass hier gerade ein Raub stattfand. Doch bevor er Holloran antworten konnte, ertönte ein wilder Schrei vom Bunkhouse herüber. „Ihr verfluchten Rebellen werdet unser Vieh nicht einfach mitnehmen!“

Slim, der verdammte junge Narr! Jim wollte Holloran eine Beschwichtigung zurufen, doch es war zu spät. Der Sergeant an Hollorans Seite machte eine rasche Bewegung und hielt plötzlich einen alten Paterson-Revolver in der Hand. Die Waffe ähnelte einem Colt Navy, besaß jedoch keinen Schutzbügel über dem Abzug und ein kleines Kaliber von 0.36. Jim sah die Bewegung und drehte sich instinktiv zur Seite. Der Schuss peitschte und der Rancher spürte den heißen Luftzug, als ihn das Bleigeschoss nur knapp verfehlte und in die Rückwand der Veranda schlug.

Einen Augenblick später dröhnte die Schrotflinte von Bill. Der Ranchhelfer hatte beide Läufe gleichzeitig ausgelöst. Aufgrund der langen Läufe und der relativ kurzen Distanz bekam der Sergeant die volle Ladung ab. Er wurde einfach nach hinten aus dem Sattel geschleudert, sein Revolver wirbelte durch die Luft.

Für einen Moment spürte Jim Carter nichts als schiere Panik, denn er begriff sofort, was nun geschehen würde.

Eine unregelmäßige Salve ertönte, als die Reiter, so schnell sie ihre Waffen bereit hatten, das Feuer eröffneten. Jim Carter entkam nur mit Glück und einem gewagten Hechtsprung durch die Tür, während ringsum Blei einschlug. Die Fenstereinfassung, hinter der Bill gestanden hatte, wurde von Projektilen zerfetzt, andere durchschlugen die Hauswand.

Mary schrie entsetzt, während Möbel und Geschirr getroffen wurden, dennoch hatte sie die Geistesgegenwart, Jim zu packen und ins Innere des Hauses zu zerren.

Aus dem Bunkhouse schossen Carl und Slim, die man nun ihrerseits ebenfalls aufs Korn nahm. Bill hatte die Schrotflinte nachgeladen, trat blitzschnell in die Fensteröffnung und drückte ab. Im selben Moment wurde er von gleich mehreren Schüssen getroffen und nach hinten geworfen. Seine Schrotladung fuhr in die obere Fenstereinfassung und zerfetzte sie.

Die Reiter feuerten ihre Waffen leer und nach kurzer Zeit stand eine dichte Wolke aus Pulverqualm im Hof der Ranch. Das spärliche Gegenfeuer schien weder sie, noch ihre Pferde zu stören, die offensichtlich an Schießereien gewöhnt waren.

Unten im Tal setzten sich nun die Rinder in Bewegung. Fort von den Schüssen, die sie erschreckten.

Hollorans Männer zeigten, dass sie tatsächlich über eine gewisse Kampferfahrung verfügten. Während einige auf die Fensteröffnungen zielten und die Verteidiger so in Deckung zwangen, saßen andere von den Pferden ab und suchten Schutz hinter Tränke, Tonnen und Gebäudeecken.

Im Haus warf Jim Carter einen bedauernden Blick auf den toten Bill. „Verdammt, sie haben ihn einfach erschossen. Mary, runter auf den Boden!“

Die Warnung kam keinen Moment zu früh. Die Angreifer schossen ungefähr in Brusthöhe auf die Hauswand. Selbst die Projektile der leichten Navy-Colts durchschlugen diese fast mühelos. Ein-

schläge zernarbten die Rückwand des Wohnraums, während die Einrichtung zunehmend in Kleinholz und Scherben verwandelt wurde.

Joshua robbte über den Boden zu Bill und nahm die Waffe des Toten an sich.

„Lass sie liegen, Josh“, riet Mary. „Wenn man einen Sklaven mit einer Waffe erwischt, dann bringt man ihn auf der Stelle um.“

„Ja, Ma´am, ich weiß. Aber die wollen uns ohnehin alle umbringen, nicht wahr, Ma´am?“

Sie antwortete nicht, während er den Doppellauf nach unten klappte und die leeren Hülsen durch frische Patronen ersetzte.

„Der Herr möge uns beistehen“, seufzte Mary. Statt selbst zu schießen, lud sie für ihren Mann nach, der nun abwechselnd mit seinem Revolver, der Kentucky und der Sharps feuerte.

„Ich hoffe nur, ER hat etwas Zeit für uns“, knurrte Jim und fluchte, als sein Geschoss das Ziel verfehlte. Ein Span wurde neben ihm aus dem Türrahmen gehobelt und riss eine blutige Schramme über seine Wange.

„Du sollst den Herrn nicht spotten, Jim Carter“, rügte sie ihn.

Am Fenster dröhnte die Schrotflinte und Joshua warf sich wieder in Deckung, um nachzuladen.

Aus dem Bunkhouse, in dem sich Carl und Slim verschanzt hatten, waren Schüsse und gelegentliche Schreie zu hören, mit denen sich die beiden gegenseitig Ziele zuwiesen oder auf Gefahren aufmerksam machten. Hinter den Stämmen des Blockhauses waren sie in relativer Sicherheit, solange sie sich an keiner der Fensteröffnungen zeigten.

„Hätte Slim doch bloß sein vorlautes Maul gehalten“, meinte Jim grimmig. „Jetzt machen uns diese Bushwacker fertig.“

Diesmal verzichtete Mary darauf, ihn zu rügen. Vielleicht, weil sie in diesem Fall seiner Meinung war. Sie nahm die abgefeuerte Kentucky entgegen, entstöpselte das Pulverhorn und ließ das richtige Maß Pulver in den Lauf rieseln. Dann kam die Rundkugel mit dem Filzpfropfen auf die Mündung und der Ladestock rammte alles nach unten in die Kammer. Sie verzichtete darauf, den Ladestock wieder in seine Halterung zu schieben, sondern legte ihn neben sich. Der nächste Griff galt dem Zündhütchen und schon war Mary bereit, die Waffe an Jim abzugeben. Der hatte gerade die Sharps benutzt. Die Bleikugel vom Kaliber 0.52 durchschlug die Tränke und tötete einen der Angreifer auf der Stelle. Jim stieß ein zufriedenes Grunzen hervor, reichte das leere Gewehr an seine Frau und nahm die Kentucky.

Inzwischen wallte der Pulverqualm recht dick zwischen den Gebäuden und nahm Angreifern und Verteidigern gleichermaßen immer mehr die Sicht. Man hatte den Geschmack von Salpeter und faulen Eiern auf der Zunge, empfand Durst und sehnte etwas Wind herbei, der den trägen Qualm auseinander trieb.

„Jonnesy, deckt die Fenster ein!“, kam der Befehl von Holloran. „Paddy, arbeitet euch vor und macht die Scheißer fertig. Brad, du treibst mit deinen Leuten die Rinder und die Pferde zusammen, wir…“

Holloran verstummte. Aus der Ferne war ein Trompetensignal zu hören.

Der Anführer der konföderierten Freiwilligen reckte den Hals und lauschte. Von irgendwo kam eine Kugel durch den Dunst geflogen und er zog hastig den Kopf ein. „Feuer einstellen!“, forderte er lautstark. „He, Männer, habt ihr das auch gehört?“

„Gehört? Was denn?“, fragte einer seiner Leute.

Wie zur Antwort war erneut das Signal zu hören.

„Verfluchter Dreck, ob das Yanks sind, Boss?“

„Von uns ist sonst keiner in der Gegend und eine Posse benutzt kein Horn. Und außerdem sollst du mich Colonel nennen, wenn es recht ist.“

„Äh, klar, Colonel. Was machen wir jetzt?“

„Alles sammeln und aufsitzen!“, brüllte Holloran. „Wir ziehen uns zurück!“

„Und die Herde?“

„Hält uns nur auf. Jetzt mach schon, Soldat, oder willst du dich mit der ganzen verfluchten Yankee-Armee anlegen?“

Die Schießerei war zum Erliegen gekommen. Auch Carl und Slim feuerten nicht mehr, wohl um sich nicht im letzten Moment doch noch eine Kugel einzufangen.

Die Männer von Holloran eilten zu ihren Pferden, saßen auf und galoppierten davon. Drei der Reiter waren verletzt, doch die Toten ließen sie zurück.

Jim Clark lauschte dem sich entfernenden Hufschlag und richtete sich zögernd auf. „He, Carl, seid ihr okay?“, rief er zum Bunkhouse hinüber.

„Alles wohlauf, Boss.“ Ein kurzes Zögern. „Und bei euch?“

„Bill hat es erwischt.“

„Verdammt. Möge der Herr seiner Seele gnädig sein.“

„Amen, Carl, Amen.“ Die Pulverschleier lösten sich jetzt langsam auf. Jim Carter trat aus der zerschossenen Tür seines Hauses auf die Veranda hinaus.

Unten am Hügel waren erneut Reiter zu sehen. Eine dünne Schwarmlinie von einem Dutzend Reitern, denen eine lange Kolonne folgte. Die Männer trugen blaue Uniformen, vier rot-weiße Kompaniewimpel flatterten über den Abteilungen.

„Diesmal ist es wirklich die Armee“, sagte Jim leise, als Mary und Joshua an seine Seite traten. „Yankees. Yankee-Kavallerie.“

Ein First-Sergeant befehligte die Vorhut. Ein grauhaariger Mann, der den Ranchbewohnern einen forschenden Blick zuwarf, die Hand hob und seinen Männern ein Zeichen gab. Sechs von ihnen ver-

harrten hinter ihm, die an den Karabinergurten befestigten Sharps-Karabiner auf dem rechten Oberschenkel aufgestellt. Die anderen sechs Kavalleristen ritten langsam zwischen den Gebäuden entlang. Ihre Aufmerksamkeit galt den reglosen Gestalten am Boden.

„First-Sergeant Friedrich Schmitt, B-Kompanie der 5ten U.S.-Kavallerie", stellte sich der Grauhaarige vor. Er hatte einen Dialekt, den die Carters nicht einordnen konnten. „Sieht so aus, als wären wir noch rechtzeitig gekommen. Wir hörten die Schießerei und der Major meinte, wir sollten Mal nach dem rechten sehen."

„Dann müssen wir uns wohl bei Ihrem Major bedanken", antwortete Jim bedächtig. „Obwohl ich kein besonderer Freund der Yankees bin."

Der Unteroffizier versteifte sich ein wenig, dann nickte er jedoch lächelnd. „Wohl auch kein besonderer Freund des Südens, wie mir scheint. Das hier waren keine gewöhnlichen Banditen, sondern Bushwacker." Er grinste breit. „Obwohl es da wohl keinen großen Unterschied gibt."

„Liegenbleiben!", kam der harsche Befehl eines Kavalleristen. Der Lauf seines Karabiners zeigte auf einen am Boden Liegenden, der sich plötzlich wieder regte. „Sarge, der hier lebt noch!"

„Randall, Scott, nehmt den Kerl fest", befahl Schmitt ohne Zögern.

Hinter dem First-Sergeant erschien eine weitere Reitergruppe, darunter zwei Offiziere.

„Major Matt Dunhill vom fünften Kavallerieregiment", stellte sich der Ranghöhere vor. „Das neben mir ist Captain Whiting. Benötigen Sie Hilfe, Mister?"

Der Major war in den zweireihigen langen Uniformrock eines Linienoffiziers gekleidet, wie er ab dem Rang eines Majors vorgeschrieben war, der Captain hingegen in den Einreiher eines Kompanieoffiziers. Beide trugen die roten Schärpen, die man als Feldbinden bezeichnete, und den steifen Hardee-Hut, der zur Paradeuniform gehörte.

Jim Carter starrte auf das in Gold gestickte Emblem an der Front der Hüte. Es zeigte die gekreuzten Säbel der Kavallerie und darüber die in Silber gestickte Regimentnummer „2". „Fünftes?"

Matt Dunhill lächelte. „Bis vor Kurzem waren wir noch das zweite Regiment, aber man hat in Washington geruht, die berittenen Regimenter neu zu organisieren. Jetzt gibt es keine Dragoons, Mounted Rifles und Cavalry mehr, sondern nur noch die Cav. Wir bekommen sicher noch neue Abzeichen, die dann die richtige Regimentsnummer zeigen."

„Mann, eure Probleme möchte ich haben." Jim Carter spürte, wie Mary und Joshua an seine Seite traten. Jetzt kamen auch Carl und sein Sohn Slim aus dem Bunkhouse hervor. „Jedenfalls Dank für Ihre Hilfe, Major."

„Die wollten das Vieh und die Pferde von Massa Jim stehlen", meldete sich Joshua zu Wort.

„Offensichtlich", meinte Dunhill trocken. „Sie sind Sklave?"

„Seit meiner Geburt, Massa Major", versicherte der Farbige.

„Er bekommt gerechten Lohn und Josh gehört fast zur Familie“, kam es von Mary Carter. „Wir behandeln ihn gut.“

Dunhill sah, wie Joshua zu den Worten nickte. „Es steht mir nicht zu, das zu beurteilen, Ma´am. Es gibt einige Staaten der Union, in denen man Sklaven hält.“ Er wies um sich. „Meine Abteilung ist auf dem Marsch. Wir können hier also nicht bleiben. Ich empfehle Ihnen, die wichtigsten Sachen zu packen. Unser Weg führt ohnehin durch die nächste Stadt. Bis dahin können wir Sie eskortieren.“

„Wir sollen die Ranch aufgeben?“ Jim Carter starrte den Offizier wütend an. „Niemals.“

„Sei vernünftig, Jim.“ Mary legte die Hand an den Arm ihres Mannes. „Dieser Holloran gehörte zu den Bushwackers. Du weißt doch, was das bedeutet.“

Dunhill nickte. „Die werden zurückkehren, sobald wir weitergeritten sind. Die haben sich nicht weit entfernt, sondern halten sich jetzt versteckt und beobachten die Ranch. Sobald meine Abteilung verschwunden ist, holen die sich, was sie wollen.“

„Gottverdammt“, knurrte Jim verdrießlich.

„Jim!“, kam es prompt von seiner Frau.

„Boss, der Yankee hat recht.“ Carl spuckte auf den Boden, neben einen der toten „Freiwilligen“. „Die kommen zurück. Die werden Rache für ihre Schlappe wollen und natürlich unsere Herden.“

Gleichgültig, ob es sich um Sympathisanten des Südens oder des Nordens handelte, die Guerillareiter waren gefährlich. Sie verbreiteten Terror und das funktionierte nur, wenn man sie fürchtete. Oft wurde diese Furcht von der schieren Anzahl der Reiter verursacht, meist jedoch durch ihre Gnadenlosigkeit. Wie immer man zu ihnen stehen mochte, die Meisten dieser Partisanen waren keineswegs feige und wichen einem Kampf nicht aus.

„Mister Carter, Ma´am,…“ Sergeant Schmitt räusperte sich. „Ihr Ranchhelfer hat vollkommen recht. Wenn Sie hierbleiben, werden Sie umgebracht. Spielt keine Rolle, ob Sie für den Süden oder für den Norden sind. Sie haben Vieh und Pferde, und das ist in Kriegszeiten doppelt viel wert. Sie sollten auf den Major hören.“

„Gottverdammt“, wiederholte Jim Carter und ignorierte den stummen Protest seiner Frau.

Der Rancher sah sich um. Das Haupthaus war in beklagenswertem Zustand und das galt auch für die Einrichtung der vorderen Räume. Die Rinder hatten sich inzwischen im Tal verstreut, grasten aber, da nun wieder Ruhe herrschte. Nur die große Koppel der Pferde schien von allem unberührt.

„Alles aufgeben?“, murmelte er.

„Wir werden zurückkehren und alles wieder aufbauen“, versicherte Mary. „Sobald es wieder sicher ist.“

„Liebes, das kann Jahre dauern.“

„Wir haben schon so Vieles geschafft, Jim. Uns wird auch der Neuanfang gelingen.“

Dunhill stützte die Hände auf die Mantelrolle vorne am Sattel. „Wenn Sie ein paar Sachen zusammenpacken… Ein paar unserer Jungs können Ihnen beim Zusammentreiben der Herde helfen. Der Verkauf der Rinder und Pferde wird Ihnen sicher helfen.“

Jim Carter stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus. „Na schön. Geben Sie uns zwei Stunden, Major. Wir müssen Bill bestatten, bevor wir packen.“

„Sir, was ist mit den Rebellen?“, erkundigte sich Schmitt.

„Versorgt den Gefangenen. Wir nehmen ihn in die nächste Stadt mit und übergeben ihn dem Sheriff. Vielleicht wird man den Kerl als Banditen hängen, vielleicht lässt man ihn als Patriot des Südens laufen… Ist nicht unsere Sache, Sarge. Captain Whiting, stellen Sie ein paar Männer ab, welche die Toten bestatten und eine Gruppe, welche die Rinder zusammentreibt.“

„Ein paar Jungs aus der I-Company waren Cowboys. Wird denen gefallen, Sir.“

In den darauffolgenden zwei Stunden bestattete man die Toten. Jim Carter las über Bills Grab aus der Bibel und ging dann, als guter Christenmensch, zu den Gräbern der Angreifer hinüber. Ein paar Haushaltsgegenstände und persönliche Dinge wurden auf den Planwagen der Carters geladen, dann setzte sich die Kolonne in Bewegung. Ein dutzend Kavalleristen trieben die Herde mit Hilfe von Carl und Slim hinter der Truppe her.

Einen Tag später erreichte man die nächste Stadt.

Jim und Mary dankten Major Dunhill. „Und wo geht es jetzt hin, Major?“

Der Offizier lächelte freundlich. „Wohin uns unser Befehl führt, Mister Carter.“

Es war Krieg und man erzählte nicht mehr leichtfertig, wohin sich eine Truppe bewegte. Für beide Seiten waren solche Informationen wertvoll.

Dunhill grüßte das Paar und seine Begleiter, dann gab er den Befehl zum Abmarsch.

Die Kolonne durchquerte die Stadt. Einige Blicke waren durchaus freundlich, andere feindselig. Es zeigte auf, wie gespalten die Bewohner in der Frage waren, ob Kentucky in der Union verbleiben sollte.

Mary sah den entschwindenden Soldaten hinterher und hakte sich bei ihrem Mann unter.

„Ich glaube, ein paar der Yankees sind wirklich in Ordnung“, meinte Jim.

Mary sah ihn lächelnd an. „Die meisten sind das, Jim. Bis vor Kurzem waren wir schließlich alle noch Yankees.“

„Das ist vorbei, Mary.“

Jim Carters Stimme klang hart, aber Mary hörte doch, wie ein leises Bedauern in ihr mitschwang.

Kapitel 2 Der Stand der Dinge

Es war der Oktober des Jahres 1861 und es stand nicht gut für die Sache der Union.

Die Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika gab eine Reihe von Forts und Vorposten auf, um ihre Truppen neu zu ordnen und zu verstärken. Dies war der Grund, warum Major Matt Dunhill vier Kompanien der fünften U.S.-Kavallerie durch Kentucky führte. Ziel war das neue Louisville Ordnance Depot an der nördlichen Grenze des Staates. Es war ein anstrengender Ritt, durch ein Land, von dem man nicht wusste, ob es Freund oder Feind war. Die Männer waren froh, als sie endlich durch das Tor der Anlage ritten.

Das Louisville Ordnance Depot gehörte zu einer ganzen Reihe von Einrichtungen, welche die Armee zur Versorgung ihrer Truppen neu anlegte. Man hatte das Depot mit Hilfe des Corps of Engineers, eines Regiments freiwilliger Infanterie und etlicher Helfer aus der nahen Stadt errichtet. Sicher waren Sympathisanten des Südens unter Letzteren, welche die Informationen schnellstmöglich an die Konföderierten übermitteln würden, aber eine neue Anlage ließ sich ohnehin nicht geheim halten.

Das Areal war nicht befestigt. Es gab keine Mauern oder Palisaden, keine Zäune oder Gräben. Vielleicht würde man sie später noch errichten, doch im Augenblick konzentrierte man alle Kräfte darauf, das Depot einsatzfähig zu machen. Im Wesentlichen war dies wohl schon gelungen. Es gab fast zwei Dutzend große Gebäude aus gebrannten Ziegeln, in denen Ausrüstung und Waffen lagerten. Dazu eine gleich große Anzahl von Bauten, die der Verwaltung, der Versorgung und der Unterbringung dienten. Große Koppeln wiesen darauf hin, dass man hier auch eine Remonte einrichten wollte, in der Pferde für die Kavallerie ausgebildet und bereitgestellt wurden.

Louisville Ordnance Depot lag in unmittelbarer Nähe der Bahnlinie und ständig waren Frachtwagen unterwegs, um Waren von den Zügen ins Depot zu transportieren.

Matt Dunhill freute sich ganz besonders, als sie durch das Tor ritten, welches im Grunde nur durch zwei kleine Wachhäuschen angedeutet wurde. Nach etlichen Monaten Dienst würde er hier endlich seine Frau Mary-Anne und seinen Sohn Mark wiedersehen, die extra angereist waren, um ihn hier zu treffen.

Eigentlich hätte beide in der Stadt logieren müssen, doch der Name Dunhill war in der Armee nicht unbekannt. Der Kommandant des Depots, Colonel Miles Pherson, hatte ihnen bereitwillig eine der Offiziersunterkünfte zur Verfügung gestellt.

Es war später Nachmittag, als die Kolonne im Depot eintraf. Matt führte sie auf den großen Platz vor der Kommandantur, ließ die vier Kompanien ausrichten und meldete Pherson. Der dankte und befahl seinem Adjutanten, für die Unterbringung der Pferde und Reiter zu sorgen.

Matt folgte dem Colonel in dessen Büro.

Miles Pherson erinnerte in seinem Äußeren an den Oberbefehlshaber der U.S.-Armee, Winfield Scott. Er war korpulent, eigentlich viel zu Alt für den Dienst und trug einen gepflegten mächtigen

Backenbart. Matt schätzte sein Alter auf um die siebzig Jahre, aber geistig war Pherson fraglos auf der Höhe. Die Befehle an seine diversen Adjutanten waren knapp und präzise, und er gehörte zu jenen Männern, denen Organisation und Verwaltung im Blut lagen.

Während sich die Kompanieoffiziere um die Abteilungen kümmerten, bot Pherson Matt einen bequemen Ledersessel an. Ein Infanterist eilte mit einem Tablett herbei, auf dem eine Kanne Kaffe und Tassen aus feinem englischem Porzellan standen.

„Bin froh, dass Sie hier sind, Dunhill", eröffnete Pherson und ließ sich die Tasse einschenken. „Es gibt ein paar dienstliche Dinge zu besprechen, bevor Sie Ihre Lieben in die Arme schließen können." Pherson lächelte. „Habe mir erlaubt, Ihre Familie darüber zu informieren, dass Sie nun eingetroffen sind, Dunhill. Nette Frau, netter Sohn… Sie können sich glücklich schätzen."

„Danke, Sir, das denke ich auch." Natürlich hätte Matt gerne seine Familie begrüßt, aber in der Armee ging alles in einer gewissen Reihenfolge vor sich und der Dienst hatte stets Vorrang.

„Besondere Vorkommnisse, Dunhill?"

„In der Nähe des Cumberland hatten wir beinahe eine Begegnung mit Bushwackers. Keine Gefechtsberührungen, Colonel. Allerdings auch nicht viel Jubel der Bevölkerung."

Pherson nickte mit nachdenklichem Gesicht. „Bin selbst Kentuckier, Dunhill, und weiß, dass unser Land noch unentschlossen ist, wie es sich in diesem verdammten Krieg positionieren soll. Ich selbst stehe loyal zur Union, nur um das klar zu stellen. Nun, dieser Konflikt zwischen dem Norden und dem Süden schwelt schon seit Jahrzehnten. Die Tatsache, dass entlaufene Sklaven, oft mit Unterstützung von Sklavereigegnern, in unser schönes Kentucky oder in sklavenfreie Staaten der Union fliehen und dort Schutz genießen, spaltet unsere Bevölkerung. Verdammt, Dunhill, ich habe selbst vier Sklaven. Habe nichts dagegen, wenn man sich ein paar hält, aber habe was gegen die Spaltung der Union. Aber die verdammten Abolitionisten, die Sklavereigegner, schieben einen Keil zischen die Staaten, Major. Erinnern Sie sich nur an das Jahr 1859 und den verdammten John Brown."

„Ich erinnere mich, Sir. Wohl jeder weiß, dass Brown mit einer kleinen Gruppe das US-Arsenal von Harpers Ferry überfallen hat, um die dortigen Waffen in seinen Besitz zu bringen und einen Sklavenaufstand auszurufen. Die Armee hat das Arsenal gestürmt, Brown gefasst und später gehängt."

„Hat nicht viel genutzt", knurrte Pherson. „Dieser verdammte Vorfall hat die Kluft zwischen Befürwortern und Gegnern der Sklaverei noch deutlich verschärft. Die Wahl von Abraham Lincoln brachte das Fass zum überlaufen. Na ja, wir wissen ja, wie das endete. Am 12. April haben die konföderierten Batterien das Feuer auf Fort Sumter im Hafen von Charleston eröffnet. Seitdem haben wir Krieg, Dunhill, einen richtigen verdammten Krieg. Nun, Dunhill, was halten Sie vom Verlauf des Krieges?"

Matt runzelte überrascht die Stirn. „Colonel?“

Pherson lächelte erneut. „Wie viele Männer haben Sie hierher geführt, Dunhill?“

„Mit mir sind es Einhundertsiebenundvierzig.“

„In Friedenszeiten sollten vier Kompanien eine Stärke von Zweihundertsechzig Mann aufweisen, nicht wahr? Derzeit will man die Sollstärke einer Kompanie sogar auf Einhundert erhöhen. Schätze, Sie sind weit unter Soll, Major.“

„Wir standen im Felddienst gegen die Indianer. Tote, Verwundete und natürlich ein paar Männer, die sich nach dem Erlass aus Washington dem Süden angeschlossen haben.“

„Deserteure?“

Matt seufzte vernehmlich. „Siebenundzwanzig.“

Pherson nickte. „Nicht jeder ist davon begeistert, in den Krieg zu ziehen. Jedenfalls nicht, wenn es gegen die eigene Verwandtschaft geht. Dieser Krieg entzweit das Land, entzweit unsere Gemeinschaften und entzweit sogar unsere Familien. Mein eigener Sohn hat sich bei den Rebellen verpflichtet, Dunhill. Mein eigener Sohn. Aber ich halte der Union die Treue.“

„Tut mir leid, das zu hören, Sir.“ Matt meinte es ehrlich. Seine Frau stammte aus dem Süden und er war froh, dass sie unbeirrt an seiner Seite stand. Aber mancher Kamerad und sein guter Freund Thomas Deggar kämpften nun auf der Seite des Gegners.

„Wir brauchen Truppen, Dunhill, und wir brauchen gute Ausrüstung, gute Pferde und gute Waffen. Mein Depot wird dazu beitragen, so wahr mir Gott helfe, denn dieser Krieg wird ein langer und blutiger Krieg werden. Fast ein Drittel unserer Offiziere und Mannschaften sind zum Süden übergelaufen. Gute und erfahrene Soldaten. Herrgott, man hat wirklich geglaubt, dieser Krieg werde ein Spaziergang.“ Phersons Hand schlug auf die Platte seines Schreibtisches und die Tasse klirrte leise. „Als der Krieg begann, da haben Lincoln und die Rebellen Freiwillige für neunzig Tage angeworben, weil sie glaubten, alles sei in einer Schlacht und ein paar Wochen erledigt. Am 21. Juli haben wir am Bull Run Prügel bezogen, Dunhill. Praktisch in Sichtweite von Washington. Glücklicherweise waren die Rebellen von ihrem Sieg selbst so überrascht, dass sie es versäumt haben, unseren Truppen nachzusetzen. Haben Sie von Wilsons Creek gehört?“

„Sir?“

„Nun, dort haben wir uns am 10. August ebenfalls zurückziehen müssen. Wir haben ein paar kleine Scharmützel gewonnen, Major, aber die Schlachten gehen an die Rebellen. Immerhin ist Washington jetzt aufgewacht. Aushebung neuer Regimenter. Schwächung des Südens, wo es nur geht. Wir haben eine leistungsstarke Industrie, der Süden nicht. Hoffe, die Seeblockade wird den Nachschub aus anderen Ländern für die Rebellen verhindern.“

Der Krieg wurde zu einem nicht unerheblichen Anteil auf den Flüssen und zur See ausgefochten. Der Süden produzierte Baumwolle und verschiffte sie ins Ausland, überwiegend in die Tuchfabri-

ken in England, und von dort, und auch aus Frankreich, erhielt die Konföderation Waren, die sie nicht oder nur ungenügend selber herstellen konnte. Rohstoffe, wie zum Beispiel den zur Pulverherstellung erforderlichen Salpeter sowie Waffen, deren Produktion im Süden nur beschränkt möglich war. Natürlich versuchte die U.S.-Navy diesen Handel zu unterbinden, aber die Kapazitäten der Marine waren sehr begrenzt.

Zudem war Abraham Lincoln ein außenpolitischer Fehler unterlaufen. Die Union berief sich darauf, dass die Südstaaten von der Union abgefallen seien und sich in Rebellion befanden. Also darauf, dass die Südstaaten noch immer Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika seien. Lincoln proklamierte jedoch die Blockade der konföderierten Häfen. Völkerrechtlich konnte ein Staat zwar seine eigenen Häfen schließen, eine Blockade erfolgte jedoch nur bei Häfen einer feindlichen Nation. Im Grunde war die Blockade somit eine völkerrechtliche Anerkenntnis der Souveränität der Konföderation.

(Anmerkung des Autors: Offiziell erkannte die englische Regierung die *Confederate States of America* nicht an, doch es gab erhebliche Sympathien für die Sache des Südens. Dies war allerdings darauf zurückzuführen, dass die englischen Tuchfabriken die Baumwolle des Südens nutzen wollten. Zudem hofften die Monarchisten, durch ihre Unterstützung des feudalen Südens, jeglicher Form der Demokratie zu schaden. Die demokratischen Revolten auf dem Festland, in Frankreich und Deutschland, hatten das Königreich zutriefst beunruhigt. Durch die massive Unterstützung englischer Sympathisanten gelang es der Konföderation, die Blockadepolitik der Union teilweise zu umgehen. So stellte man in England Blockadebrecher und Kaperschiffe für die Konföderation in Dienst, welche eine meist englische Besatzung, einen konföderierten Kapitän und die Flagge der CSA erhielten, und dann die Union bekämpften. Eine Tatsache, die später dazu führen würde, dass die englische Regierung erhebliche Wiedergutmachungszahlungen an die USA zahlen würden.)

Pherson lachte. „Haben Sie von Butler gehört?“

„Sicher, Colonel. Er ist mit seinen Truppen nach Fort Monroe, nahe der Stadt Hampton in Virginia marschiert. Ich meine mich zu erinnern, dass das Fort eine Küstenbefestigung ist.“

„Butler hat eine neue Definition für die Nigger eingeführt. Sie sind jetzt Konterbande.“

„Konterbande?“

Der Colonel lachte abermals. „Na, man weiß ja, dass die Rebellen die Farbigen für alles Mögliche einsetzen. Nicht nur zum Pflücken von Baumwolle. Die lassen die Farbigen auch Nahrungsmittel anbauen, in Bergwerken arbeiten, Munition fabrizieren und Befestigungen bauen. Also, jedenfalls steht General Butler mit seinen Truppen vor Monroe und die Rebellen sind dabei, die Fortress Monroe stärker auszubauen. Dazu setzen sie ihre Sklaven ein. Drei von denen sind abgehauen und zu Butler übergelaufen. Am nächsten Tag ist ein Colonel von den Rebellen mit der Parlamentärs-

flagge zu Butler gekommen und verlangte sein Eigentum zurück. Wissen Sie, was unser Butler dem Rebellen geantwortet hat, Dunhill?“

„Nein, Sir, das ist mir nicht bekannt.“

Der Colonel lachte sichtlich vergnügt. „Butler hat gesagt, Virginia befinde sich in Rebellion gegen die Union und bezeichne sich selbst als Kriegsgegner der Union. Somit habe die Union das Recht, die Neger als Konterbande zu betrachten. Er hat die drei Sklaven einfach behalten, verstehen Sie? Als Kriegsbeute. Die ehemaligen Sklaven arbeiten nun im Unionslager.“

Matt war sich keineswegs sicher, ob die drei Sklaven damit ein besseres Los gefunden hatten. Die Unionstruppen kämpften für den Erhalt der Union und nicht für die Befreiung der Sklaven. Es gab einige Unionssoldaten, die sogar ihre eigenen Sklaven mit ins Feldlager brachten.

Pherson leerte seine Tasse und ließ sich nachschenken. „Der alte Scott hat absolut Recht, Dunhill. Wir brauchen zwei Dinge, um die Rebellion niederzuschlagen: Eine starke Armee und eine starke Marine. Das aufzubauen erfordert Zeit und die Konföderierten sind nicht dumm. Die bauen ihre Streitkräfte ebenfalls aus und versuchen, uns durch Überfälle zu schwächen und zu behindern. Sie haben von den Raids der Rebellen gehört, Dunhill?“

„Sie meinen die Bushwacker, Sir?“

„Ich meine die verdammte Kavallerie der Rebellen. Dieser Lee ist ein verdammter Fuchs, Dunhill, ein verdammter Fuchs. Er schickt seine Reiterei aus und lässt sie Depots und Versorgungszüge überfallen. Eine üble Sache, Dunhill, eine verdammt üble Sache, die mir Sorgen bereitet. Sie wissen ja, dass man Kavallerie nur mit Kavallerie begegnen kann. Aber im Augenblick sind unsere Berittenen damit beschäftigt, als Eskorten zu dienen. Sie, Dunhill, gehören zu den Männern, die das ändern sollen.“

„Ich verstehe, Sir. Schätze, aus diesem Grund versammelt man unser Regiment nun, nicht wahr?“

„Nicht nur Ihre zweite Kavallerie. Äh, fünfte. Verdammt, muss mich an diese neuen Bezeichnungen erst gewöhnen. Jedenfalls habe ich Order, Ihre Truppe neue auszurüsten und ihr auch neue Rekruten zuzuführen. Sie werden eine verdammt feine Truppe haben, wenn Sie hier wieder abrücken, Major.“

„Davon bin ich überzeugt, Sir“, erwiderte Matt höflich. Er hoffte, dass sich der Begriff „fein“ nicht auf das Aussehen, sondern auf die Ausrüstung und Bewaffnung bezog.

„Nun, wir werden uns später sicherlich noch weiter unterhalten“, brummte Pherson. „Denke, Sie werden jetzt erst einmal Ihre Familie begrüßen wollen. Habe mir erlaubt, sie durch einen Adjutanten verständigen zu lassen. Nun gehen Sie schon, Major, gehen Sie nur.“

Matt Dunhill erhob sich, salutierte und trat dann ab.

In dem großen Vorraum herrschte emsige Betriebsamkeit. Zwei Telegrafisten saßen an ihren Geräten, mehrere Offiziere und Unteroffiziere arbeiteten an ihren Schreibtischen oder Aktenregalen.

Jenseits einer kleinen hölzernen Barriere standen zwei Personen, deren Anblick das Herz von Dunhill höher schlagen ließ.

Es wäre nicht schicklich gewesen, sich vor den Anwesenden zu küssen, daher beschränkte sich die Begrüßung zunächst auf eine kurze Umarmung und ein paar liebevolle Worte, doch nachdem sie die zugewiesene Unterkunft erreichten, gaben sie sich einer innigeren Begrüßung hin.

Mary-Anne war eine Soldatenfrau und kannte die Gewohnheiten der Armee. Nachdem sie darüber informiert worden war, dass die Truppe ihres Mannes eingetroffen sei, hatte sie die Zeit seiner Vorstellung beim Depotkommandanten genutzt, um eine Mahlzeit herzurichten.

Kartoffeln, Braten, Gemüse und Pfirsiche… Matt langte mit großem Appetit zu, während seine Lieben sich kaum mit Fragen zurückhalten konnten. Während Mary-Anne, als geborene Südstaatlerin, sich bewusst auf die Lebensumstände von Matt konzentriere und das Thema Krieg nach Möglichkeit mied, zeigte Mark hingegen großes Interesse am Verlauf der Kämpfe.

„Ich werde mich auch melden“, platzte es plötzlich aus dem 14-jährigen heraus.

Mary-Anne schien für einen Moment zu erstarren, bevor sie ihren Sohn lächelnd ansah. „Dafür bist du noch etwas zu jung, mein Sohn.“

„Trommler, Pfeifer und Hornisten nehmen sie schon mit Zwölf“, hielt Mark dagegen.

Matt hatte dies befürchtet. Sein Sohn war mit dem Militärleben aufgewachsen und sah seinen Vater sicherlich als Vorbild. Dennoch unterstützte er Mary-Anne Meinung. „Mark, selbst wenn du dich als Musiker verpflichtest, und immer vorausgesetzt, man würde deine Bewerbung akzeptieren, dann würdest du nicht nur im Camp musizieren. Du müsstest die Truppen in die Schlacht begleiten, müsstest Verwundete vom Feld und zu den Ärzten transportieren, und würdest mehr Grausamkeiten erleben, als man einem Menschen nur wünschen kann.“

„Aber du kämpfst, Pa, und ich will auch meinen Anteil am Erhalt der Union haben.“

„Den hast du, mein Sohn. Schon deine Unterstützung unserer Sache ist ein großer Rückhalt für mich. Schließlich kämpfe ich nicht nur für die Union, sondern auch für meine Familie.“

Mary-Anne zeigte ein leichtes Stirnrunzeln, verzichtete aber auf den Hinweis, dass sie aus dem Süden stammte und ihr Vater dort lebte. „Dein Vater hat recht, Mark. Zudem brauche auch ich deinen Beistand und es gibt für dich noch viel zu lernen.“

Matt bemerkte das verstockte Gesicht des Sohnes. „Wenn du deine mathematischen Fertigkeiten noch ein wenig verbesserst, dann kannst du nach West Point gehen und an der Akademie dein Offizierspatent erwerben. Dann gehst du in ein paar Jahren nicht als Musiker zum Regiment, sondern als Lieutenant.“

„Bis dahin ist der Krieg längst zu Ende, Pa.“

„Nun, das kann ich nur hoffen, mein Sohn. Wahrhaftig, das kann ich nur hoffen.“

Kapitel 3 Im Winterlager

Es war Dezember des Jahres 1861 und bitterkalt. Im Norden und im Süden waren die Kampfhandlungen zum Erliegen gekommen und man hatte Winterlager bezogen. Überall lag dichter Schnee, der das Vorankommen von schwer beladenen Wagen und Geschützen dermaßen behinderte, dass Truppenbewegungen kaum noch möglich waren. So waren Kavalleriepatrouillen unterwegs, während sich die Soldaten beider Seiten auf ein paar ruhige und kalte Monate einstellten. Im Frühjahr, wenn der Schlamm der Schneeschmelze getrocknet war, würde man erneut in den Krieg ziehen, doch jetzt kämpfte man gegen Kälte und Erfrierungen. Weihnachten stand unmittelbar vor der Tür und die Soldaten beider Seiten versuchten sich, so gut es im Feldlager ging, auf die festlichen Tage vorzubereiten.

Thomas Deggar hatte lange Jahre im Dienst der U.S.-Kavallerie gestanden und manchen Winter in einsamen Grenzforts und Vorposten verbracht. Es war ihm leicht gefallen, aus der U.S.-Armee auszuscheiden und sich dem Süden anzuschließen, auch wenn ihn die Trennung von seinem alten Freund und Weggefährten Matt Dunhill schmerzte. Die Aussicht, eines Tages gegen diesen kämpfen zu müssen, gefiel ihm nicht, auch wenn er, ebenso wie Matt, seine Pflicht erfüllen würde.

Als kampferfahrenem und erprobtem Offizier hatte man Thomas sofort den Rang eines Majors und eine eigene Truppe angeboten. Beides nahm dieser bereitwillig an. Er befehligte nun ein Bataillon aus zwei Kompanien Kavallerie. Es waren Freiwillige aus mehreren kleinen Städten und Siedlungen, die sich unter der Fahne der Konföderation versammelt hatten.

Es war die „Stars and Bars“ des Südens. Zwei breite rote Balken mit einem weißen dazwischen sowie ein blaues Feld, welches dem Union der „Stars and Stripes“ des Nordens ähnelte, und welches einen Ring aus weißen Sternen zeigte, die der Anzahl der Mitgliedsstaaten der „Confederate States of Amerika“ entsprach. Die Fahne von Thomas´ Truppe zeigte inzwischen einen Stern zu wenig, denn die Konföderation hatte nun ein weiteres Mitglied.

Man hatte eine Weile überlegt, wie sich die Truppe nennen solle. Manche Regimenter erhielten eine Nummer und die Bezeichnung ihres Staates, wie zum Beispiel die 22nd Alabama Infantry, andere bevorzugten individuelle Namen. Die Reiter um Thomas wollten eine eigene Bezeichnung, die ihr Ansinnen verdeutlichte. Tagelang hatte man die verschiedensten Vorschläge diskutiert, bis zwei übrig geblieben waren. „The Smalltown Yankee Slayers“ und „The Smalltown Yankee Killers“.

Thomas Deggar genoss hohes Ansehen bei den Männern und man überließ es schließlich ihm, den endgültigen Namen zu wählen.

Alle sahen ihn gespannt an, als er vor die Reiter trat, um seine Entscheidung zu verkünden. „Ich danke Euch für die Ehre, über den Namen unseres Regiments entscheiden zu dürfen. Wie Ihr wisst, habe ich lange Jahre bei den Yankees gedient und an dieser Stelle will ich ausdrücklich betonen,

dass ich ein paar verdammt gute Kameraden und sogar Freunde unter ihnen hatte. Ich werde ihnen mit aller Härte, aber ohne jegliche Verachtung entgegen treten.“ Deggar machte eine kurze Pause und bemerkte Verwirrung auf einigen Gesichtern. „Wir sind keine Schlächter und schon gar keine Mörder. Gentlemen, wir werden daher den Namen „Smalltown Yankee Hunters“ führen.“

Ein paar verdutzte Gesichter, doch dann riefen die Kavalleristen ihre Zustimmung.

Drei Tage später hatten ein paar patriotische Ladies die Fahne mit dem Regimentsnamen bestickt. Wieder drei Tage später ritten zweihundert texanische Patrioten nach Norden, um die Yankees das Fürchten zu lehren.

***

New York gehörte zu jenen Städten, in denen immer mehr Einwanderer eintrafen, um ihr Glück in den U.S.A. zu suchen. Viele, wie die Iren, wurden von der Not in ihrer Heimat nach Amerika getrieben, andere suchten Schutz vor Verfolgung und hofften darauf, in dem neuen Land ihr Glück zu machen. Inzwischen waren viele Deutsche eingewandert. Es gab sogar mehrere kleinere Städte, wie Bismarck oder Fredericksburg, in denen fast ausschließlich Deutsch gesprochen wurde.

Im Jahr 1848 hatte es eine Revolution in Deutschland gegeben, in der die Bürger nach Demokratie verlangten. Unter der schwarz-rot-goldenen Fahne mit den Worten „Einigkeit“, „Recht“ und „Freiheit“ hatte man in der Frankfurter Paulskirche eine Nationalversammlung eingerichtet. Das Militär und der preußische König hatten den Aufstand blutig niedergeschlagen. Viele Führer der demokratischen Bewegung wurden hingerichtet, in den Kerker geworfen oder flohen ins Ausland. So hatte es Karl Marx ins Exil nach England verschlagen. Marx war ein glühender Verfechter der Demokratie und würde während des nordamerikanischen Bürgerkrieges mehrfach Briefe verfassen, in denen er Abraham Lincoln massiv unterstützte und der Sache der Union Glück wünschte. Andere Demokraten, wie Friedrich Hecker, Gustav Struve, Carl Schurz und Lorenz Brentano wählten Amerika als neue Heimat. Allein aus dem Land Baden wanderten rund 80.000 Bürgerinnen und Bürger aus, vorwiegend in die USA.

Die meisten Deutschen sahen in der Union eine funktionierende und von ihnen ersehnte Demokratie, und in den Südstaaten jedoch ein Sklavenhaltendes Unterdrückungssystem. Zwar gab es deutschstämmige Einwanderer, die sich der Sache der Konföderation anschlossen, doch der größte Teil fühlte sich der Union verbunden. Ganze Regimenter eilten zur Unionsfahne. Unter Generälen wie Siegel, Schurz und Schenck stellte man komplette deutsche Corps auf. In manchen Einheiten sprach man Deutsch, da die Rekruten das Englische noch nicht ausreichend beherrschten.

Das Regiment der 37sten New York Volunteer Infantry gehörte zu diesen deutschen Unionstruppen und lagerte im Winter 1861 knapp zwei Meilen vom Potomac entfernt, im schwachen Wind-

schutz eines Wäldchens, dessen Bäume weit aufgelockert standen. An den Rändern des Waldes fehlten schon etliche Stämme, denn das Regiment lag nun schon seit mehreren Wochen im Winterquartier. Tagelang hatte das Hacken der Äxte durch die große Talsenke gehallt. Mit Sägen verarbeiteten die Männer die Stämme zu dicken Bohlen. Mit diesen legte man die Böden der Zelte aus und zog hüfthohe Windschutzwände an den Zelten empor.

Eigentlich hätte das Regiment die größeren Sibley-Zelte erhalten sollen. Große Rundzelte, in denen man mühelos eine ganze Gruppe unterbrachte und die mit Öfen beheizt werden konnten. Statt der Sibley-Zelte waren immerhin die Sibley-Öfen eingetroffen. Man nahm die kegelförmigen kleinen Öfen, aus deren Mitte das zylindrische Rohr nach oben ragte, gerne an. Alles war willkommen, was die Kälte aus den Gliedern vertrieb.

Es war dermaßen bitter kalt, dass Colonel Franz Lohe, der Befehlshaber des Regiments, den Feldwachen gestattete, den Boden dort mit dicken Holzbohlen zu belegen, wo sie auf Posten standen.

Feldlager wurden, strikt nach Waffengattung, nach festen Regeln errichtet. Colonel Lohe achtete sehr darauf, dass diese Regeln auch eingehalten wurden.

An Stelle der gewünschten Sibley-Rundzelte war das Regiment mit den allgemein gebräuchlichen A-Zelten ausgestattet worden. Dies waren kleine Zwei-Mann-Zelte, in die man auch drei Mann hinein quetschen konnte. Kleine Rechtecke aus weißer Zeltbahn, deren spitze Dächer ihnen die Bezeichnung A-Zelte eingetragen hatte. Man stellte sie mit Hilfe von drei Stangen auf. Eine vorne, eine hinten und eine als Dachstange, aber es ging notfalls auch mit der vorderen und hinteren, wenn man Leinen zum Spannen hatte. Auf die Leinen konnte man allerdings auch verzichten. Man schob die Stangen in das liegende Zelt, ein Mann richtete die vordere Stange auf und der zweite Mann drückte die hölzernen Pflöcke durch die Zeltschlaufen in den Boden, wodurch das Zelt straff gespannt wurde. Dann wurde dasselbe an der hinteren Zeltstange gemacht und das Zelt stand.

Doch ein Zelt machte kein Lager. Man stellte die Zelte in Kompaniestraßen auf. Eine durchgehende Reihe von A-Zelten einer Kompanie, die dicht an dicht standen. Die Zeltpflöcke der nebeneinander stehenden Zelte berührten einander, was den Zweck hatte, dass niemand zwischen ihnen umher laufen konnte. Da das 37ste zehn Kompanien hatte, gab es auch zehn dieser Zeltreihen, je fünf Reihen ausgerichtet auf die gegenüberliegenden fünf.

Vor den Zeltreihen lag der Antreteplatz des Regiments. Dort stellte man die Waffen im „Stack arms“ auf, indem man mahrere Gewehre mit den Bajonetten ineinander legte und die Kolbenplatten auf den Boden stellte. In der Mitte der aufgestellten Waffen standen die Fahnen des Regiments, von der Fahnenwache geschützt. Stets rechts, in Blickrichtung des Vormarsches, die Fahne der Union, links davon die des Regiments. Sobald die Gefahr eines Feindkontaktes bestand, würden die Fahnen des Regiments nach innen geholt und vor dem Zelt des Colonels aufgestellt werden, die zusammengestellten Waffen der Kompanien würden dann in den Kompaniestraßen stehen.

Sergeants und Corporals lagerten zwischen ihren Schutzbefohlenen sowie am Anfang und Ende der Kompaniestraßen, damit ihre Schäfchen sich nicht verirren konnten.

Ein paar Schritte von dem entgegengesetzten Ende der Kompaniestraßen entfernt, stand eine quer verlaufende Reihe von A-Zelten, die den Lieutenants und Captains vorbehalten war. Nochmals dahinter waren größere Zelte aufgestellt, die sogenannten Wallzelte. Ihre Seitenwände waren hochgezogen und boten mehr Raum im Zeltinneren. Hier residierten die Majore, der Colonel und sein Stellvertreter.

Nachts wurde das Camp mit Laternen beleuchtet. Die Offiziere hatten gelegentlich Petroleum- oder Öllampen, doch die meisten nutzten die kleinen viereckigen Holzlaternen, hinter deren Glasscheiben man jeden beliebigen Kerzenstumpen stellen konnte.

Es war nun zwei Tage vor Heiligabend und im Regiment herrschte, trotz der Kälte und des beißenden Windes, gute Stimmung. Der Quartiermeisterei war es gelungen, genügend Braten für ein Festmahl zu organisieren und aus New York waren ein paar Fässer mit Bier eingetroffen. Gutes deutsches Bier und es würde sogar ein Souffle zum Nachtisch geben.

Zudem hatte der Colonel nun doch die Erlaubnis gegeben, ein paar feste Blockhütten zu errichten. Wenn man die Ritzen gründlich mit Moos und Erde ausstopfte, würde es in ihnen auch nicht allzu sehr ziehen. In ihnen würden die Quartiermeisterei, die Küchen und die kleine Kapelle des Regimentspfarrers untergebracht werden. Zwei stabile Bauten gab es bereits aus naheliegenden Gründen – Die Hütte mit den provisorischen Zellen der Feldpolizei, des „Provost Marshal“ und das Hospital, denn der Arzt und seine Hospital Stewards hatten alle Hände voll zu tun. Immer wieder kam es zu Verletzungen durch Sägen oder Beile und zu schweren Erfrierungen, hauptsächlich an den Händen und Füßen. Ein privater Händler hatte sich hinter den Offizierszelten niedergelassen und bot wollene Decken, Handschuhe, Schals und dicke Socken an, die guten Absatz fanden.

Joseph Huber und seine Gruppe gingen an diesem Tag etwas tiefer in den Wald. Sie hatten einen Sonderauftrag des Kaplans, mit der allerhöchsten Genehmigung des Colonels. Sie würden einen besonders schönen Baum aussuchen, fällen und dann als Weihnachtstanne im Lager aufstellen. Im Camp trug man schon allerlei bunte Bänder und glitzernden Kram zusammen, um ihn gebührend zu schmücken. Ein paar geschickte Männer schnitten aus dem Blech der Pfirsichdosen Sterne aus.

Rund zweihundert Meter flussaufwärts stand eine Postenkette der B-Kompanie am Waldrand und stapfte mit den Füßen im Schnee. Es war schneidend kalt und Joseph war froh, dass er immerhin Bewegung und, zwischen den Bäumen, auch ein wenig Windschutz hatte. Joseph hörte Gesprächsfetzen und das Stapfen von Schritten hinter sich und wandte sich kurz um. Quartermaster-Sergeant Thomas Gall und First-Sergeant Ferdinand Holz kamen mit zwei Privates heran.

„Wie sieht es aus, Joseph?“, fragte Holz. „Hast du einen schönen für uns gefunden.“

„Will ich wohl meinen, Sarge.“ Joseph schlug gegen den ausgesuchten Baum. „Ein Prachtstück. Einen schöneren findet man auch in unseren Wäldern nicht.“

Holz nickte und schlug Joseph anerkennend auf die Schulter. „Hast recht. Aber das wird ein ziemliches Stück Arbeit geben.“

„Sind ja genug Hände und Füße da.“

Holz seufzte. „Sind bald ein paar Füße weniger, Joseph.“

„Gütiger Herr im Himmel… Der Brandner Bernd?“

„Der Medikus meint, die Erfrierungen seien einfach zu schwer und er müsse amputieren, wenn der Brandner nicht krepieren soll.“

„Ausgerechnet der Brandner.“ Joseph wischte mit dem Ärmel seines Mantels über die Nase. „Der war als einer der Ersten beim Regiment. Hat noch auf den Barrikaden in Frankfurt gekämpft.“

Der First-Sergeant nickte. „Ja, es ist ein Elend, aber was will man machen? Wir haben etliche gute Leute mit Erfrierungen. Ist ein übler Winter, Joseph.“

„Hoffentlich wird es wenigstens ein gutes Weihnachtsfest“, brummte Joseph und nahm die Axt wieder auf.

„Mit deinem Prachtbaum ganz bestimmt.“

Die kleine Gruppe entfernte sich, um nach den verschiedenen Arbeitskommandos zu sehen. Die meisten waren unterwegs um Knüppelholz zu suchen oder Feuerholz zu schlagen. Wenn das Regiment im Frühjahr weiterzog, dann würde der Wald ein gutes Stück geschrumpft sein. Was allerdings nicht nur an den 37ern lag. Das Lager erstreckte sich über viele Meilen, da es mehrere Infanterieregimenter und zwei Batallione Kavallerie umfasste. Alles Freiwilligen-Einheiten, die hier zu großen „Army of the Potomac“ gehörten, einer Armee, die zum Schutz von Washington aufgestellt wurde und die man, aufgrund ihres Verharrens am Potomac, auch als „Lincolns Leibgarde“ bezeichnete. Seit August wurde sie von General George McClellan befehligte, der für das Frühjahr einen großen Feldzug angekündigt hatte.

Joseph und seine Gruppe fällten den ausgewählten Baum, schlugen Leinen und Geschirr an und nahmen ein paar Pferde vom Tross zu Hilfe, um ihn zum Camp zu schleifen. Einige hatten geglaubt, das Fällen sei der schwierigste Teil der Arbeit gewesen, doch das war letztlich das Aufstellen, denn dazu musste ein entsprechendes Loch in den tief gefrorenen Boden gehackt werden. Den aufgerichteten Baum dann zu fixieren, war eine Kleinigkeit. Sie gossen das Loch mit Wasser aus und der gefrorene Klumpen Eis war sicher so effektiv, wie zuvor das Wurzelwerk.

Das Tagwerk von Joseph Huber war vollbracht. Kurz vor Weihnachten hatte Colonel Lohe sogar den üblichen Drill abgesetzt, damit die Männer ihre Kraft dem Ausbau der Zelte und Hütten widmen konnten. Joseph nahm das Werkzeug, gab es beim Quartiermeister ab und stapfte dann zu dem Zelt zurück, in dem er mit seinem Kameraden Dieter Klein nächtigte. Wenigstens bekam er auf dem

Weg dorthin keine nassen Füße. Joseph konnte sich gut an den Herbst erinnern, in dem die Lagerstraßen im Matsch versunken waren.

Erleichtert schlug er die Zeltklappe zurück und spürte den Hauch von Wärme, der ihm entgegen schlug. Hinten im Zelt knackte der Kegel des Sibley-Ofens. Dieter Klein hatte hinten am Zelt ein Loch in die Leinwand geschnitten und das Rohr des Ofens hinaus gesteckt. Die Öffnung war recht großzügig bemessen. Ein paar Kameraden hatten das bei ihren Zelten versäumt und die Öfen zu gut geheizt, mit dem Resultat, dass sie ihre Zelte abfackelten. Joseph Huber und Dieter Klein konnte das nicht passieren, aber dafür zog es ein wenig.

„Dem Brandner Bernd nehmen sie die Füße ab“, berichtete Joseph und legte ein paar mitgebrachte Scheite neben den kleinen Ofen. „Der Holz Ferdinand hat es mir erzählt.“

„Unser First-Sergeant? Dann wird es auch stimmen. Eine Schande. Der Brandner ist ein guter Mann. Was meinst, was wird jetzt aus ihm?“ Klein löffelte gerade Dosenpfirsiche. Seit einiger Zeit bekamen sie gelegentlich Lieferungen mit Dosenobst. Pfirsiche waren seine Leidenschaft.

„Auf die Fürsorge der Armee würde ich mich an seiner Stelle jedenfalls nicht verlassen“, knurrte Joseph. „Die sorgen ja schon kaum genug für die stehende Truppe. Denk nur an die armen Invaliden, die es nach der Schlacht von Bull Run gab. Die sind auf die Barmherzigkeit der Bevölkerung angewiesen.“

„Auch das ist eine verdammte Schande“, brummte Dieter. „Aber um unsere Leute wird sich der deutsche Demokratieverein kümmern.“

„Hast recht. Unsere Leute halten zusammen.“

Dieter Klein spießte einen Pfirsich auf sein Essbesteck und hielt ihn Joseph hin. Der nahm ihn dankbar an. Die Dose war leer und Dieter stellte sie zur Seite, zog einen seiner Schuhe aus und betrachtete den abgerissenen Schnürsenkel. Dann zog er ein Stück Leder aus seinem Tornister und zückte das Messer. Behutsam begann er einen schmalen Lederriemen für den Schuh abzuschneiden.

Joseph Huber hörte ein schwaches Trompetensignal und erhob sich, um aus dem Zelt zu sehen.

Weiter hinten in der großen Talsenke lagerte eine der beiden Kavallerieabteilungen. Es war eine merkwürdige Truppe. Es handelte sich um die 6th Pennsylvania Volunteer Cavalry und das Regiment bezeichnete sich selbst als „Rush´s Lancers“. Sie trugen Kavallerieuniformen wie die regulären U.S.-Regimenter, aber jeder von ihnen hatte eine Biese an der Hosennaht. Hinter vorgehaltener Hand nannte man die Lancers daher auch das „Corporalsregiment“. Neben Revolver und Säbel trugen die Männer eine fast drei Meter lange Lanze, mit nadelscharfem Spitze und hübschem, rot-weißen Wimpelchen daran. Es sah niedlich aus und die Damen gerieten regelmäßig in Verzückung, wenn die adrette Truppe mit ihren überlangen Zahnstochern an ihnen vorbei trabte.

Viele Deutsche kannten aus der alten Heimat solche Lanzenreiter, Ulanen genannt. Joseph und Dieter glaubten nicht, dass sich die Lanzen im Bürgerkrieg bewähren würden. Immerhin sahen sie

respektabel aus. Vielleicht bekam der eine oder andere Rebell tatsächlich Angst, wenn er eines dieser spitzen Dinger auf sich zukommen sah.

„Was besonderes?“ Dieter hob den Kopf.

„Ne“, knurrte Joseph. „Die sechste Pennsylvania schickt wohl eine Patrouille raus.“

„Dann mach die Klappe wieder zu“, maulte sein Kamerad. „Es zieht.“

„Morgen kommt Post“, meinte Joseph.

„Ja.“ Dieter Klein grinste. „Und die Geschenke vom patriotischen Fond.“

Wer am Heiligabend keine Post und Geschenke von eigenen Angehörigen zu erwarten hatte, für den bereiteten die zahlreichen Damen der patriotischen Vereinigung in New York ein kleines Päckchen vor. Morgen würde Nachschub eintreffen und die Sachen bringen.

An diesem Abend blieb Joseph Huber lange auf. Der Vorrat an Holz ging zu Neige und er wollte doch noch einmal in den Wald hinaus, um zu verhindern, dass der Ofen ausging. Eigentlich durften sich nach dem Signal *Licht aus* nur die Wachen im Lager bewegen, aber im derzeitigen Winter gingen immer wieder Männer nachts auf die Suche nach Holz und es wurde geduldet.

Joseph sah die Kompaniestraße entlang, zu dem kleinen Feuer und den Laternen vor dem Zelt des Colonels. Die beiden Fahnen des Regiments waren dort aufgestellt und durch schwarze Wachstuchhüllen geschützt. Da man eine vorgeschobene Einheit war, befand sich die Linie der zusammengestellten Waffen in den jeweiligen Lagerstraßen. Vor dem Camp glosten ein paar Kochfeuer und die dort patrouillierenden Wachen achteten darauf, dass diese nicht ausgingen. Wenn man am Morgen aus einem Zelt ins kalte Freie trat, dann gab es nichts Besseres, als einen heißen Kaffee.

Joseph lauschte. Aus einem der benachbarten Zelte war leises Murmeln zu hören, von anderer Stelle intensives Schnarchen. Ansonsten war alles ruhig, wenn man vom gelegentlichen Knacken eines verglühenden Holzscheits oder den leisen Zurufen der Posten absah.

Unten an der Straße, die zwischen dem Lager und dem Potomac entlang führte, waren gedämpfte Geräusche zu hören. Joseph Huber blickte hinüber und konnte im Licht der Sterne eine Reiterkolonne erkennen, welche die Straße entlang kam. Die Kompanie der Lancers kehrte wohl verspätet von der Patrouille zurück.

Er wollte sich schon abwenden, als er stutzte.

Die Reiter dort unten führten keine Lanzen und so weit Joseph wusste, war außer der Abteilung der sechsten Pennsylvania keine Patrouille unterwegs. War die Fahne über den Reitern nicht größer, als der Kompaniewimpel der Lanzenreiter?

Die Kolonne schwenkte jetzt von der Straße herunter auf das Camp der 37sten New York Volunteer Infantry zu. Joseph beobachtete, dass zwei der Feldwachen den führenden Offizier anriefen.

Dann überschlug sich alles.

Mit einem Mal zogen die Reiter ihre Waffen.

Joseph Huber riss die Augen auf, während die ersten Schüsse peitschten und die Wachen zu Boden warfen.

In dem bis dahin schweigenden Lager des deutschen Regiments entstand Tumult. Schreie und Rufe ertönten und mehr oder weniger bekleidete Soldaten blickten verwirrt aus ihren Zelten hervor.

Die konföderierte Kavallerieabteilung ritt im Galopp durch die Zeltstraßen, feuerte die Revolver ab und zückte dann die Säbel. Das Sausen der Klingen mischte sich mit den Schreien der getroffenen Infanteristen, die verzweifelt versuchten, sich vor dem blanken Stahl in Sicherheit zu bringen oder ihre aufgestellten Waffen zu erreichen.

Vom Zelt des Colonels her peitschte eine kleine Salve der Fahnenwache und ein Signalhorn blies *To Arms*. Irgendwo fiel eine Trommel in das Signal ein, nur um sofort darauf wieder zu verstummen, als der Trommler von einem Schuss getroffen wurde.

Zum ersten Mal sah Joseph Huber Rebellen vor sich. Die Gelegenheit zum Kampf, auf die das Regiment seit seiner Aufstellung wartete, war da. Aber alles war ganz anders, als er sich das vorgestellt hatte. Hier gerieten die Rebellen nicht in das Salvenfeuer geordneter Infanterie, hier trieben die Rebellen panische Deutsche vor sich her.

Joseph hörte Hufschlag hinter sich, warf sich herum und hechtete zur Seite. Der Stoß eines Säbels verfehlte ihn nur knapp. Für einen kurzen Moment erkannte der Bayer einen Offizier, begleitet von einem Hornisten und einem Fahnenträger. Dieser Augenblick brannte sich förmlich in seine Erinnerung und er konnte später berichten, dass die Bezeichnung „Smalltown Yankee Hunters“ in Gold auf das Banner gestickt war.

Joseph sah einen weiteren konföderierten Kavalleristen mit blankem Säbel auf sich zureiten und starrte wie gelähmt auf die blitzende Klinge, die sich auf ihn herab senkte…

…und dicht über seinem Kopf mit einem dumpfen Laut aufgehalten wurde.

Wütend versuchte der Kavallerist seinen Säbel aus dem Tornister zu ziehen, den Dieter Klein instinktiv schützend vor seinen Freund gehalten hatte. Dieter drückte gegen den Tornister und versuchte den Mann dadurch aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber der Kavallerist drehte die Klinge leicht, befreite sie und drehte sein Pferd auf der Hinterhand. Schon ließ er die Klinge in einer kreisenden Bewegung auf die beiden Unionsinfanteristen zugleiten.

Joseph Huber spürte, wie etwas feucht in sein Gesicht klatschte. Er begriff im ersten Moment nicht, dass es sich um Blut und Hirnmasse des Reiters handelte.

Während dieser leblos vom Pferd stürzte, stürmten zwei der Wachposten, die am Waldrand gestanden hatten, herbei. Sie hatten ihre Bajonette aufgepflanzt und die Springfields mit aufgepflanztem Bajonett waren in der Lage, einen Säbel auf Distanz zu halten.

Im Hintergrund wurden Zelte umgerissen, vereinzelt klangen jetzt Schüsse aus den Gewehren der Infanteristen auf. Der eine oder andere Reiter stürzte aus dem Sattel.

Noch immer stand Joseph wie gelähmt vor dem Zelt, bis Dieter ihn anstieß und ihm eines der Springfield-Gewehre in die Hände drückte. Eher unbewusst legte der Bayer auf einen vorbeijagenden Reiter an, aber das Schloss der Waffe war gefroren und der Schuss löste nicht aus. In diesem Moment wuchs aus dem tiefen Schock in Joseph die blanke Panik. Er ließ das Gewehr einfach fallen, wandte sich um, stolperte über einen Zeltpflock und versuchte nur noch, den Wald zu erreichen, von dem er sich Schutz versprach. Nur fort von den Reitern mit ihren tödlichen Klingen.

Hinter ihm preschten Kavalleristen der sechsten Pennsylvania mit eingelegter Lanze heran. Ein Konföderierter schrie auf, als eine der Waffen seinen Leib durchbohrte, doch es erwies sich, dass die Lanzen tatsächlich kaum für den Kampf taugten. War der Gegner an der Spitze vorbei, so war die Lanze nahezu ungefährlich und wurde sogar zum Hindernis für den Lanzenreiter. Die Kavalleristen aus Pennsylvania wechselten rasch zu ihren Revolvern und Säbeln.

Doch bevor sich der Kampf noch weiter entwickeln konnte, ertönte ein Trompetensignal.

Die konföderierten Reiter brachen den Angriff ab. Sie zogen die Pferde herum, lösten sich aus dem Kampf und eilten der Straße oder dem Waldrand entgegen, den Joseph gerade erst erreichte.

Joseph ließ sich zu Boden fallen, legte die Hände über den Kopf und hoffte nur, dass er verschont blieb. Reiter preschten rechts und links von ihm in die Deckung des Waldes und keiner von ihnen schien sich für den am Boden Liegenden zu interessieren.

Die Männer der sechsten Pennsylvania sammelten sich, setzten zur Verfolgung an.

Eine Gruppe von knapp dreißig Lancers galoppierte jetzt mit gezogenen Säbeln an Joseph vorbei, vom Wunsch beseelt, den heimtückischen Überfall der Konföderierten zu rächen. Sie ritten direkt in eine Salve, die aus dem Dunkel des Waldes hervorbrach, gefolgt von einer zweiten Abteilung Südstaatenkavallerie, die hier einen Hinterhalt aufgebaut hatte.

Die Lancers wurden einfach überrannt.

Wahrscheinlich wäre es für den Kavallerieführer der Südstaatler reizvoll gewesen, noch einmal in das Lager der New Yorker vorzupreschen, doch dort formierte sich nun ernstzunehmender Widerstand.

Drei Infanteriekompanien bildeten am Rand des Lagers eine Linie in drei Gliedern. Auch wenn ihre Kleidung keinesfalls den Armeevorschriften entsprach, so wiesen nun fast dreihundert geladene Gewehre auf die Kavalleriekompanie des Südens und aus dem Lager der Pennsylvania-Kavallerie galoppierten drei zum Gefecht formierte Kompanien heran.

Der Kommandeur der Konföderierten rief einen Befehl. Erneut ertönte das Horn. So plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden die Angreifer in der Nacht.

Joseph Huber stellte fest, dass er noch lebte und fast schämte er sich dafür. Er hatte kläglich versagt, hatte im entscheidenden Moment, in des Wortes wahrstem Sinne, die Hosen voll gehabt. Vor Scham traute er sich kaum, ins Lager zurückzukehren. Er schob sich zwischen die Bäume, entklei-

dete sich und reinigte sich mit frischem Schnee, bevor er sich zum Camp begab. Er war nicht der einzige, der aus dem Dunkel zum Lager schlich.

Sein Freund Dieter Klein sah ihn an, als er nackt und kläglich in die Kompaniestraße trat und erbärmlich fror. Aber der Hüne machte ihm keinen Vorwurf. Er klopfte dem Bayern auf die Schulter und legte ihm einen der Mäntel um.

Die ganze Nacht über herrschte Anspannung im Lager, denn nicht Wenige befürchteten, die Rebellen könnten es noch einmal versuchen. Das Wimmern und Schreien der Verwundeten war zu hören, während sich die Ärzte und Hospital Stewards der hier lagernden Regimenter um sie kümmerten.

Der Morgen offenbarte das ganze Ausmaß des nächtlichen Überfalls.

Die 37ste New York Volunteer Infantry hatte siebzehn Tote und vierunddreißig Verwundete zu verzeichnen, bei den Kavalleristen aus Pennsylvania waren es fast vierzig Tote und die gleiche Anzahl an Verletzten. Elf tote Konföderierte wurden gezählt, ihre Verwundeten hatten die Angreifer offensichtlich mitnehmen können.

Der Stolz der Deutschen und der sechsten Pennsylvania hatte einen merklichen Schlag erlitten. Joseph Huber war nicht der Einzige, der es so empfand, als er mit frischer Uniform zum *Roll Call* antrat.

Colonel Franz Lohe trat vor seine Männer und sah sie ernst an. „Ich denke, Gentlemen, so etwas wird nie, nie wieder passieren. Und ich weiß, das nächste Mal, da sind *wir* an der Reihe auszuteilen."

Es gab keinen Jubel. Sie hatten Prügel bezogen.

„Die Post kommt!", rief einer der Posten.

Dieter Klein stieß Joseph an. „Fröhliche Weihnachten."

Joseph sah über das Camp. Er biss sich auf die Unterlippe und blickte zu der Straße und dem Wald hinüber, wo vor Stunden die konföderierte Kavallerie aufgetaucht und wieder verschwunden war. Das nächste Mal, so schwor er sich im Stillen, das nächste Mal würde er standhalten und dann würde das 37ste nicht empfangen, sondern austeilen.